

nent. Vielmehr sei es ihre Aufgabe, sich nicht willkürlichen ideologischen Spaltungen anzuliefern, zu zeigen, wie sich Wissenschaft und Glaube gegenseitig befruchten und wie pluralistische Demokratien mit Leben erfüllt werden könnten.

Es war nicht Ziel des Symposions, so etwas wie eine Evangelisierungsstrategie zu entwerfen. Vielmehr bot es den Teilnehmern (neben den Bischöfen noch eine Anzahl Experten, Vertreter von Laienverbänden und Priesterräten, ebenso Vertreter der Konferenz Europäischer Kirchen) Gelegenheit, auf der Grundlage der Vorbereitungsberichte und Referate *Erfahrungen auszutauschen* und die verschiedensten Fragen aus dem breit gespannten Themenfeld Säkularisierung und Evangelisierung zu diskutieren. Daß dabei unterschiedliche Positionen sowohl im Blick auf die Situationsanalyse wie auf die einzuschlagenden Wege zum Vorschein kamen, nimmt nicht wunder. Auch Kardinal *Basil Hume*, der Vorsitzende des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen, sprach in seinem zusammenfassenden Schlußbericht von Schwierigkeiten und Mißverständnissen, die bei den Diskussionen des Symposions teilweise aufgetaucht seien.

Dennoch konnte er im Rückblick auf die Arbeit in den Sprachgruppen etliche *gemeinsame Linien* herausarbeiten: So habe man vielfach die grundlegende Bedeutung des existentiellen Zeugnisses für die Evangelisierung betont: „Wir evangelisieren durch das, was wir sind, nicht so sehr durch das, was wir reden“. Man habe anerkannt, daß die Menschen in jeder Phase ihres Lebens neue Hilfen bräuchten, um ihre alltägliche Erfahrung mit ihrem Einsatz für Christus in Einklang zu bringen. Breite Zustimmung hat Kardinal Hume zufolge auf dem Symposium auch das Verständnis der Kirche als „*communio*“ gefunden; diese Sicht der Ortskirche stelle neue Anforderungen an Priester und Ordensleute wie Laien.

Der Kardinal schloß mit einigen persönlichen Bemerkungen, wobei er vor allem auf der Notwendigkeit des *Dialogs* in der Kirche und der Kirche mit der europäischen Gesellschaft insi-

stierte. „Wir wollen unsere Hand ausstrecken hin zur Gesellschaft, aber noch direkter und unmittelbarer auch hin zu jedem einzelnen Menschen“. Trotz der Säkularisierung bleibe im Herzen jedes Menschen ein Platz, den nur Gott ausfüllen könne. Daher gebe es immer die Möglichkeit zur unmittelbaren Evangelisierung, zum „Dialog über die Sache Gottes“.

Der Papst zeichnet ein dunkles Gemälde

Von der „Suche nach religiösen Werten und einem Lebenssinn“, die sich bei vielen Europäern heute angesichts des Zerfalls der Ideologien und der Erosion des Vertrauens in die Strukturen bemerkbar mache und die Kirche zu einer Antwort herausfordere, sprach auch der Papst in seiner Ansprache bei der Audienz für die Teilnehmer des Symposions. Johannes Paul II. zeichnete dabei allerdings ein Bild der europäischen Kultur und Gesellschaft, in dem anders als auf dem Symposium die *dunklen Züge* deutlich überwogen. So sprach er davon, der säkularisierte Mensch sei so sehr mit dem Bau der „irdischen Stadt“ beschäftigt, daß er die „Stadt Gottes“ aus dem Blick verloren habe. Im Westen sei die Person dem Wohlstand geopfert worden, im Osten der Struktur. Der Papst deutet den Bevölkerungs-

rückgang in Europa als Anzeichen für den Verlust des Lebenswillens und für eine tiefgehende geistige Entfremdung. In dem der Kirche und Aufgaben gewidmeten Teil seiner Ansprache beklagte er den „Dissens in Glaubens- und Sittenfragen“ als schwerwichtiges Hindernis für die Evangelisierung; dieser Dissens sei vor allem für den „reichen“ Westen und damit auch für Europa charakteristisch.

Johannes Paul II. wies darauf hin, daß die bevorstehende außerordentliche Vollversammlung der Bischofssynode bei ihrer Konzilsbilanz die Frage der Evangelisierung der heutigen Welt wiederaufnehmen müsse. Beim Symposium erinnerte der Vorsitzende der Französischen Bischofskonferenz, Bischof *Jean Vilnet* (Lille), an die Anstöße für die Evangelisierung Europas, die sich aus der Kirchen- und der Pastoralkonstitution des Konzils ergäben. Sein Referat schlug die Brücke vom Thema des Symposions zur Bischofssynode (vgl. ds. Heft, S. 522), über die bei dem Treffen in Rom einen halben Tag lang diskutiert wurde. Immerhin nahmen am Symposium die meisten europäischen Konferenzvorsitzenden teil, die ihre Länder dann auch auf der Vollversammlung repräsentieren werden. Ob dort das offene Gespräch und der Erfahrungsaustausch auf dem Symposium Früchte trägt, bleibt abzuwarten. U. R.

Christen und Muslime: Bestandsaufnahme eines schwierigen Dialogs

Als vor dreißig Jahren die Dominikaner *P. Anawati* und *P. Jomier*, die beide in Kairo erste Versuche eines christlich-islamischen Dialogs unternahmen, verwandte Geister zu einem Erfahrungsaustausch einluden, hatte die wegen des Tagungsortes „*Journées Romaines*“ genannte Konferenz noch ganz den Charakter einer *Pionierveranstaltung*. In den Tagen vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil waren

es Dominikaner und Weiße Väter in den Ländern Nordafrikas, die dem Gedanken einer christlich-islamischen Begegnung das Wort redeten. Im Gefolge des Konzils wurden die Orte der christlich-islamischen Begegnung zahlreicher, und der Charakter der „*Journées Romaines*“ veränderte sich ebenfalls. Zum diesjährigen 15. Treffen Anfang September in Frascati kamen die 90 Teilnehmer aus gut 20

Ländern Afrikas, Asiens, Europas und Nordamerikas. Das Thema „Christen und Muslime: Zeugnis und gegenseitige Achtung“ griff eine zentrale Frage des christlich-islamischen Gesprächs auf.

Es fehlt nicht an Belastungen

Die Journées Romaines unterscheiden sich von anderen Fachkongressen, an denen sich ausschließlich Experten treffen, dadurch, daß sie die *Begegnung und den Austausch über Erfahrungen im christlich-islamischen Gespräch* auf breitester Ebene zum Ziel haben. So waren unter den Teilnehmern sowohl anerkannte Fachleute in islamischen Studien und Theologen als auch Bischöfe, Priester und Nonnen, die in verschiedenster Weise in pastoralen Aufgaben, in sozialem Kontakt und in anderen Formen in der Begegnung mit Muslimen stehen. Die in ihrem Ursprung rein katholische Tagung hat sich seit einigen Jahren ökumenisch geöffnet. In diesem Jahr waren Vertreter des Ökumenischen Rates der Kirchen, der Selly Oak Colleges von Birmingham und andere protestantische Vertreter anwesend. Der Reichtum und die Verschiedenheit der eingebrachten Erfahrungen machen den Wert der alle zwei Jahre stattfindenden Journées Romaines aus, die vom *Päpstlichen Institut für die arabisch-islamischen Studien* (PISAI) als ständigem Sekretariat mit Unterstützung eines internationalen Komitees veranstaltet werden. Die Zielsetzung, ein Forum zu bieten für eine Bestandsaufnahme des jeweiligen Standes des christlich-islamischen Gesprächs, bringt es mit sich, daß die Journées selbst kein Ort des christlich-islamischen Dialogs sind. Immerhin ist seit einigen Jahren ein Tag im Laufe der Woche für die *Begegnung mit einem islamischen Gesprächspartner* reserviert, der das Thema der Tagung aus islamischer Sicht beleuchtet.

Der Einstieg in die diesjährige Problematik von Zeugnis und gegenseitiger Achtung lieferte die Beschäftigung mit der Frage nach dem Verhältnis von Kultur und Religion in bezug auf die nationale und individuelle Identität.

Fr. *Subhash Anand*, ein katholischer Theologe aus Indien, stellte das indische Menschenbild auf dem Hintergrund vor allem des hinduistischen Traditionsgutes dar. Kamen hier schon kritische Fragen an die Fähigkeit des Christentums auf, sich in einen so anders gearteten kulturellen und religiösen Kontext zu inkulturieren, so wurde die Fragestellung vom afrikanischen Referenten, *Nazaire Diatta* aus dem Senegal, noch verschärft. Er schilderte den Schock, den die Begegnung mit dem Christentum für die Djola, eine große Volksgruppe im Senegal, für die Gemeinschaft und für den einzelnen mit sich brachte. Diatta hat sich in einer theologischen Dissertation mit der Frage nach dem Todesverständnis der Djola auseinandergesetzt, um eine pastorale Handhabung für eine stärkere Inkulturation des Christentums bei seinem Stamm zu finden.

Die eigentlich theologische Auseinandersetzung mit der Thematik wurde von P. M. *Borrman*s, Mitarbeiter des PISAI in Rom, eröffnet, der seine langjährige Dialogerfahrungen im Maghreb, im Nahen Osten und in der akademischen Arbeit zusammenfaßte, um daraus eine Spiritualität des Dialogs und Anstöße für die Pastoral zu entwickeln. Ein kalvinistischer Theologe, Prof. *Anton Wessels* aus Amsterdam, stellte die kritischen Punkte im christlich-islamischen Dialog heraus, als er auf die problematische Stellung des Propheten Mohammad in der christlichen Deutung und der Person und des Werkes von Jesus Christus in islamischer Sicht hinwies.

Einen starken Akzent setzte der *Beitrag des islamischen* Vertreters, der wegen seiner politisch exponierten Stellung Wert darauf legte, in Presseberichten anonym zu bleiben. Da es sich hier nicht um einen Einzelfall handelt, wirft diese Scheu vor der Öffentlichkeit doch ein bezeichnendes Licht auf den christlich-islamischen Dialog, der wegen vielseitiger politischer und ideologischer Belastungen oft nur auf der Basis einer persönlichen Bekanntschaft oder Freundschaft ohne große Öffentlichkeit gedeiht. In dem groß angelegten Referat wurde das *Problem*

der Mission (da'wa) im Islam und Christentum kritisch aufgegriffen. Im Durchgang durch die Geschichte der gegenseitigen Beziehungen zwischen Christentum und Islam zeigte er die Belastungen auf, die die christliche Mission im Zusammenspiel im Imperialismus und Kolonialismus für das Verhältnis der Muslime zum Christentum bewirkt habe. Wiederholt stellte er die Frage nach dem Zusammenhang von Mission und dem Einsatz der Christen in Schule, Gesundheit und sozialer Fürsorge. Für viele Muslime erscheine der diakonische Dienst der Christen nur als eine verschleierte Form des Proselytismus, der eine Entartung legitimer Mission darstelle, die der Muslim dem Christen zur Bezeugung seiner eigenen Glaubensüberzeugung natürlich zubilligte.

Die in der Form moderate, in der Sache aber unerbittlich scharfe Stellungnahme des islamischen Vertreters löste eine lebhaft und kontroverse Debatte über Grundfragen der Missions- und Religionstheologie aus. In der Aussprache wurde auch deutlich, daß es nicht angeht, den Islam als eine monolithisch überall gleich auftretende Religionsgemeinschaft anzusehen, daß es vielmehr verschiedene Formen des einen Islam gibt, der je nach den politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Gegebenheiten ein sehr verschiedenes Gesicht haben kann.

Die Erfahrungen sind sehr unterschiedlich

Daß diese verschiedenen Gesichter des Islam entscheidenden Einfluß auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, auf den Inhalt und die Form des christlich-islamischen Gesprächs haben, machten die vielen *Länderberichte* deutlich, die in Frascati einen breiten Raum einnahmen. Eine lange Tradition und viel Erfahrung in der gegenseitigen Begegnung haben die Weißen Väter in den verschiedenen Ländern *Nordafrikas* gesammelt. Aus der Minderheitssituation der Christen, aus der veränderten politischen Lage nach der Erreichung der Unabhängigkeit der Staaten des Maghreb haben die Christen sich dort intensiv um den Dialog

mit den Muslimen bemüht, theologisch gearbeitet und eine besondere Spiritualität des Dialogs entwickelt. Sehr positiv wurde in diesem Zusammenhang der *kurze Besuch des Papstes am 19. August in Casablanca* gewertet (vgl. HK, September 1985, 400), der auf Initiative des marokkanischen Königs Hassan II. zustande kam und es ermöglichte, grundsätzliche Aussagen zum christlich-islamischen Verhältnis in Nordafrika zu machen. Unterstrichen wurde, daß der Papst sich eindeutig zur fortdauernden Bereitschaft und Verpflichtung der katholischen Kirche zum Dialog mit dem Islam bekannt habe.

Ganz anders ist die Lage im *Libanon*, wo es zwar auch Anfänge einer dialogischen Begegnung gegeben hat und immer noch zaghafte gibt, wo aber das gegenseitige Verhältnis zwischen Christen und Muslimen durch die gegenwärtige politische und ideologische Lage gründlichst verdorben ist. Die Aufforderung zum Dialog mit den Muslimen erscheint dort vielen Christen als eine Zumutung, die nur aus Naivität oder Dummheit noch immer von ausländischer Seite erhoben wird. Ähnlich negativ zur Möglichkeit und Sinnhaftigkeit des Dialogs äußerten sich die Christen aus dem *Sudan*. Daß das Verhalten der *islamischen Staaten auf der arabischen Halbinsel*, allen voran die Einstellung der Wahhabitiden in Saudi-Arabien, den christlichen Kirchen gegenüber einen Dialog verunmöglichende und auch grundlegenden Aussagen des Koran widersprechende, wurde sogar vom islamischen Vertreter auf der Konferenz eingeräumt.

Wesentlich positivere Aussagen zum Stand des christlich-islamischen Gesprächs trafen die anwesenden *indischen* Theologen. Die langjährigen Bemühungen um den Dialog mit den Muslimen, die zwar immer etwas im Schatten des christlich-hinduistischen Dialogs standen und stehen, sind seit einigen Jahren in der *Vereinigung von Islam-Studien* (ISA) zusammengefaßt, die durch Publikationen, Seminare und viele andere Veranstaltungen für eine Verbesserung der gegenseitigen Beziehungen arbeitet. Besondere Anstrengungen werden unternommen,

Kenntnisse über den Islam und erste Begegnungen mit Muslimen an die Priesteramtskandidaten in den verschiedenen Priesterseminaren in Indien zu vermitteln. Hilft in Indien der Umstand, daß sowohl Muslime als auch Christen sich als Minderheitsreligionen einer hinduistischen Mehrheit gegenübersehen, so ist die Lage in *Pakistan* wesentlich anders. Trotz mancher Schwierigkeiten, in diesem islamischen Staat, in dem seit einigen Jahren das islamische Recht (shari'a) gilt, als christliche Minderheit zu leben, gibt es doch viele Formen einer christlich-islamischen Begegnung.

Aus *Indonesien*, dem Land mit der zahlenmäßig größten islamischen Bevölkerung, wurde ein sehr optimistisch stimmender Bericht über das christlich-islamische Verhältnis gegeben. Wenn es auch einzelne Scharfmacher gebe, die auf die Errichtung eines islamischen Staates Indonesien drängen, so sei das Zusammenleben von Christen und Muslimen in Indonesien im Alltag eher von Toleranz und gegenseitiger Achtung bestimmt. Unterstrichen wurde diese Einschätzung durch das persönliche Zeugnis eines katholischen Priesters aus Indonesien, der aus einer muslimischen Familie stammt und seine Bekehrung zum Christentum in ihrer Auswirkung auf seine Familie und seine Umwelt schilderte.

Wieder einen ganz anderen Charakter hat die Begegnung von Christen und Muslimen in *Westafrika*. In den frankophonen Ländern Westafrikas (Senegal, Elfenbeinküste, Mali, Niger, Burkina Faso und Benin) gibt es eine gut arbeitende Kommission für Islamfragen bei den jeweiligen Bischofskonferenzen, die auf vielfältige Weise für eine verbesserte Kenntnis des Islam unter den Katholiken sorgt. Afrikanische Lebensweise und Menschensicht ist Christen und Muslimen in diesen Ländern gemeinsam geblieben, so daß das alltägliche Zusammenleben über die Religionsgrenzen hinweg verbindend bleibt. Anders ist das Verhältnis in den *anglophonen Ländern Afrikas*, wo, vor allem in Nigeria, die gegenseitigen Beziehungen oft stark gespannt und eher feindlich erscheinen. Die Bischofskonferenzen von Nigeria,

Ghana, Liberia und Sierra Leone wollen aber verstärkte Anstrengungen unternehmen, die Begegnung mit dem Islam zu suchen und für gegenseitige Verständigung zu arbeiten.

Wieweit trägt der Wille zum Dialog?

Der Bericht über Bemühungen in den *westeuropäischen Ländern*, das Zusammenleben der neuen islamischen Minderheit mit den christlichen Kirchen zu verbessern, fand große Aufmerksamkeit bei den übrigen Delegierten. Die Vertreter des Nahen Ostens zeigten sich erstaunt, wie „naiv“ (so ihre Formulierung) in Westeuropa seitens der christlichen Kirchen für die Rechte der Muslime eingetreten werde, ohne auf eine entsprechende Gleichstellung im Rechtsstatus für Christen in islamischen Ländern Arabiens und des Nahen Ostens zu drängen. Hier zeigte sich wieder die Grundsatzfrage, die die ganze Konferenz durchzog: Inwieweit beruht die Bereitschaft zum Dialog auf Gegenseitigkeit? Handelt es sich um eine grundsätzliche theologische Entscheidung, die durch das Verhalten des anderen Partners punktuell zwar verunmöglicht, grundsätzlich aber nicht in Frage gestellt wird?

Einen anderen Konfliktpunkt stellt die Frage der *Einbeziehung der Juden* in den christlich-islamischen Dialog dar. Grundsätzlich erkannte wohl eine Mehrheit die theologische Notwendigkeit an, die Juden in das Gespräch einzuschließen, aber wegen der vertrackten politischen Problematik des Nahen Ostens schien es vielen angeraten, zum gegenwärtigen Zeitpunkt den ohnehin schon schwierigen Dialog mit den Muslimen nicht noch durch die Probleme der Juden und des jüdischen Staates zu belasten.

Am Schluß der Tagung wurde festgehalten, daß die theologische Problematik des gegenseitigen Verhältnisses von Dialog und Zeugnis noch nicht hinreichend geklärt werden können. Für die nächste Begegnung in zwei Jahren wurde dem Organisationskomitee aufgetragen, diese Thematik wieder zum Gegenstand der Journées Romaines zu machen. G. E.